

Nr. 201 Bromberg, den 3. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

Urheberschutz für (Copyright by)
Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als Oliver Barring am übernächsten Abend wieder in der Laube saß, hörte er drüben im Park eilige leichte Schritte. Er sprang auf und erkannte in dem schwachen Mondlicht Dianes Gestalt. Sie kam direkt auf die Laube zu. Sie wußte also, daß er hier allnächtlich auf sie wartete!

Mit einem Sprung war er über den Zaun, lief ihr entgegen und ergriff ihre Hände: „Diane! Sie kommen zu mir? Mein Gott, wie herrlich ist das!"

„Leise, leise!" mahnte sie. „Ich muß sofort wieder zurück ins Haus. Wenn mich André hier entdeckte... Aber ich wollte nicht abreisen, ohne Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich weiß ja nicht, ob Sie bei meiner Rückkehr noch hier sind."

Schreck und Enttäuschung verschlugen Oliver für Augenblicke die Stimme. Aber dann tauchte eine neue Hoffnung in ihm auf. „Sie reisen von Haiti fort?" fragte er hastig.

„Nein, im Gegenteil — nach Haiti hinein — in die Berge."

„Mit Ihrem Vater oder einem Ihrer Brüder?"

„Nein, allein — zu meiner Großmutter zu Besuch. Nur unser Diener, der alte Tristan, begleitet mich bis hin."

„Wie lange bleiben Sie dort?"

„Drei bis vier Wochen."

„Diane, lassen Sie mich mitkommen!"

„Sie sind wahnsinnig! Das ist unmöglich!"

„Dann lassen Sie mich nachkommen! Ich würde erst in acht bis zehn Tagen reisen und auf einem anderen Weg, damit niemand ahnt, daß ich..."

„Nein, nein, nein! Es geht nicht. Meine Familie würde es doch erfahren — nicht von meiner Großmutter, aber durch das Geschwätz anderer Leute. Und dann..." Diane lächelte sonderbar vor sich hin. — „Sie würden sich schön wundern! Es ist eine ganz primitive Negersiedelung, wo ich hingehe, nur zwei Hütten."

„Und da wohnt...?"

Diane machte Oliver ein Zeichen zu schweigen und lauschte ängstlich und gespannt. — „Ich muß ins Haus. Mir war, als hörte ich Schritte."

„Diane! Sagen Sie mir doch, wohin Sie gehen! Erlauben Sie mir, daß ich nachkomme! — wenigstens in die Nähe des Ortes und nur für ein paar..."

„Still!" Diane horchte wieder auf, riß sich los und schlich ein paar Schritte nach dem Hause zu. Dann blieb sie wieder für Augenblicke stehen, kam mit einem plötzlichen Entschluß noch einmal zurück und flüsterte Oliver hastig zu: „Das Haus meiner Großmutter liegt bei Goumas, etwas abseits von dem Weg, der von hier nach Jacmel führt. Jeder Mensch weiß, wo die Hütte von Mama Zouzou liegt — die Hütte der Mamaloi!" Und ehe Oliver noch etwas erwidern konnte, eilte sie hinweg. —

Zwei Minuten später saß Oliver in seinem Zimmer und notierte mit vor Erregung zitternder Hand die fremden Worte: Goumas, Mama Zouzou, Mamaloi. Dann holte er die Karte von Haiti vor. Einen Ort Goumas fand er nicht verzeichnet. Eine Verbindung zwischen Jacmel und Port au Prince war angegeben, aber es schien nur ein Gebirgspfad zu sein.

Am nächsten Tage beim Frühstück sagte Oliver zu seinem Onkel: „Ich hätte eigentlich Lust, mal einen Ausflug nach der Südküste zu machen — nach Les Cayes, Aquin, Jacmel.."

„Eine gute Idee!" stimmte Mister Sprink zu. „Jedenfalls vernünftiger, als immer bei den Mulatten da drüben zu hocken. — Aber der nächste anständige Dampfer geht erst in acht Tagen."

„Das macht nichts — paßt mir sogar ganz gut", meinte Oliver. Er hatte dabei alle Mühe, eine gleichmütige Miene zu zeigen. —

Später fragte er Champagne: „Du, sag mir mal, was das Wort ‚Mamaloi' bedeutet. — Na, rede doch! — oder weißt du's nicht?"

Champagne blieb stumm.

„Na, los doch!" drängte Oliver.

Aber der schwarze Boy sagte nur: „Pas vlé" — ‚ich will nicht' — und lief dann schnell fort. —

Am Nachmittag traf Oliver mit Edmond Giraud zusammen und fragte auch ihn nach der Bedeutung des Wortes. Giraud schüttelte den Kopf: „Weiß ich nicht; habe ich noch nie gehört."

Oliver sah sofort, daß der Prokurist log. —

Nun blieb ihm nur noch übrig, beim Abendessen seinen Onkel zu fragen.

Mister Sprink blickte überrascht auf: „Wie kommst du nur immer zu solchen Worten? Eine ‚Mamaloi' — das ist eine Priesterin des Wudukultes." —

6.

Eine Woche später verabschiedete sich Oliver von den Touzards; er gab an, einen Ausflug nach Santo Domingo machen zu wollen. Selbst der mißtrauische André schöpfte keinen Verdacht. Joseph begleitete ihn sogar an Bord, wünschte ihm viel Vergnügen und winkte noch lange vom Kai aus nach. —

In Jacmel, an der Südküste Haitis, verließ Oliver schon am folgenden Abend das Schiff. Er kehrte in dem sogenannten ‚besten Gasthof', einer jämmerlichen Bude, ein und bat, ihm für den nächsten Morgen ein Fuhrwerk nach Goumas zu besorgen. Obwohl er schon ganz leidlich kreolisch sprach, schien es ihm, als ob der Wirt die Bitte nicht begriffe; so verständnislos schaute der Mann ihn an. Aber dann sagte er:

„Wie wollen Sie denn nach Goumas mit einem Wagen kommen? Dahin kann man nur gehen oder reiten. — Soll ich versuchen, ein gutes Pony für Sie zu finden?"

Oliver war einverstanden. Dann fragte er, ob der Weg nach Goumas auch sicher genug sei, um ihn allein zurückzulegen.

Unter den Gaffern, die den neu angekommenen Gast umdrängten, entstand lautes Gelächter, und der Wirt sagte:

„In Haiti gibt es keine Räuber und Mörder. Hier können Sie sich überall unter freiem Himmel und in jeder Hütte getrost zur Ruhe legen. — Aber was wollen Sie eigentlich in dem Nest da oben?"

„Ich will zu Mama Zouzou", sagte Oliver, hoffend, Näheres über Dianes Großmutter zu hören.

Die Wirkung seiner Worte war verblüffend. Die Gaffer stoben unter Ausrufen der Überraschung wie ein Schwarm aufgescheuchter Fliegen auseinander, um die interessante Neuigkeit zu verbreiten: daß ein Weißer die berühmte Mamaloi besuchen wolle.

Doch mit allen Fragen konnte Oliver aus dem Wirt nichts weiter herausbekommen, als daß Mama Zouzou eine harmlose alte Frau sei; mehr wisse er nicht von ihr. —

Nach einer schlecht verbrachten Nacht und von Moskitos übel zugerichtet, erhob sich Oliver zu früher Stunde. Aber erst am Mittag fand sich ein brauchbares Pony für ihn. Er mietete es für eine Woche; ein Pfand für das Tier verlangte man nicht von ihm.

Um drei Uhr nachmittags brach er endlich auf. Die Straße verwandelte sich schon nach einer halben Stunde in einen holperigen, stark ansteigenden Pfad; aber der war so ausgetreten, daß man ihn nicht verfehlen konnte. Die Sonne brannte mörderisch und setzte Oliver hart zu. Erst gegen Abend wurde es ein wenig kühler.

Die Nacht verbrachte Oliver in der Hütte einer armen Negerfamilie. Die Leute tischten ihm auf, was sie besaßen. Als er aber am nächsten Morgen für Essen und Nachtquartier bezahlen wollte, weigerten sie sich, fast beleidigt, etwas anzunehmen.

Der Weg war an diesem Tage noch beschwerlicher. Es ging bald über steile sonnendurchglühte Hänge, bald durch dichte, von Menschenhand fast unberührte Wälder. Nur selten traf Oliver auf Menschen oder menschliche Wohnungen.

Um die Mittagszeit erwies sich eine längere Rast als unvermeidlich. Als Oliver endlich in dem kleinen Dörfchen Goumas ankam, war es schon fast dunkel.

Die Siedlung war wie ausgestorben. Endlich entdeckte er vor einer Hütte in einem aus Zweigen geflochtenen Liegestuhl einen alten Mann. Von ihm erfuhr er, daß Mama Zouzous Hütte noch anderthalb Stunden Weges entfernt, abseits von der Straße läge. Die Leute von Goumas — so erklärte der Greis — seien heute alle dort, weil zu Ehren der Enkelin von Mama Zouzou eine große Bamboche, ein Tanzvergnügen, stattfinde. Jetzt bei Dunkelheit sei der Weg allerdings schlecht zu reiten. Aber Oliver solle doch sein Pony hier lassen und zu Fuß gehen; einen Führer wolle er schon ausfindig machen.

Während der Greis auf die Suche ging, setzte sich Oliver in den Liegestuhl und schon nach ein paar Augenblicken war er vor Ermattung eingeschlafen.

Als er wieder erwachte, war es Nacht. Im Schein eines Öllämpchens sah er den Alten und einen Knaben vor sich am Boden hocken. Er zog hastig seine Uhr und sah, daß er fast drei Stunden hier verbracht hatte.

„Weshalb hast du mich denn nicht geweckt?", fragte er.

„Ich habe mich nicht getraut", erwiderte der Alte. „Hier ist dein Führer. Aber du mußt dich nun beeilen, wenn du noch etwas von der Bamboche sehen willst."

Sofort machte sich Oliver mit dem Jungen auf den Weg. Die schmale Mondsichel gab nur wenig Licht, und wenn sie durch Wald kamen, mußte Oliver die Hand seines kleinen Führers nehmen, um nicht gegen die Bäume zu stoßen.

Als man etwa eine halbe Stunde gegangen war, blieb Oliver horchend stehen. Ihm war, als höre er den Klang von Trommeln. Er mußte daran denken, wie er vor wenigen Wochen an Bord des Dampfers zum erstenmal die haitischen Negertrommeln vernommen, und er hörte wieder im Geiste Mister Spencer sagen: ‚Damballa ruft! — nach seinen Gläubigen und... nach Opfern!'

Einen Augenblick lang fühlte er sich versucht umzukehren: Vielleicht war es doch gewagt, die Neger bei ihrer Festlichkeit zu stören! — „Wudu?" fragte er, seiner Stimme einen gleichmütigen Klang gebend.

„Non, non, monsiou! Bamboche! Danse Congo!" Die Antwort des Jungen kam so prompt und klang so unbefangen, daß Oliver sich seiner Feigheit schämte und den nächtlichen Marsch fortsetzte.

Das Trommeln schien immer in gleicher Entfernung zu bleiben. Erst nach weiteren dreiviertel Stunden wurde es deutlicher, ein straffer Tanzrhythmus war zu erkennen, zwischendurch ein helles Trillern von Frauenstimmen, das Klappern irgendeines Lärminstrumentes und dann ein vielstimmiger Gesang. Ein paar Minuten später schimmerte schon flackernder Lichtschein durch die Bäume.

Der Junge blieb jetzt stehen und sagte bittend: „Nicht verraten, daß ich dich hierher geführt habe! Meine Mutter ist auch bei der Bamboche, und ich sollte unterdessen meine kleine Schwester hüten. Ich will dem Tanz aus dem Gebüsch heraus zuschauen, damit man mich nicht sieht."

Oliver gab dem Jungen zu verstehen, daß auch er das Fest lieber aus dem Gebüsch beobachten wolle. — Keinesfalls durfte er durch seine Ankunft vor so vielen Leuten Diane in Verlegenheit bringen. Er mußte versuchen, sie nach Beendigung des Festes allein zu treffen. —

Der Junge hieß Oliver ein Weilchen warten und verschwand im Gestrüpp. Schon nach wenigen Minuten kam er zurück und erklärte, er habe ein herrliches Versteck gefunden, direkt am Tanzplatz, aber in solchem Dickicht, daß man von keiner Seite aus gesehen werden könne.

Geduckt und fast geräuschlos schlich Oliver hinter dem Jungen her eine kleine Anhöhe hinauf. Und mit einmal lag, nur wenige Meter tiefer, der Platz in seiner ganzen Ausdehnung vor seinen Blicken. Er starrte wie gebannt auf das abenteuerliche Bild:

An hohen Pfählen steckten lodernde Fackeln und tauchten alles in ein phantastisches Licht. Unter einem mächtigen Baum war auf einer Art von Podium ein Orchester von Trommeln, Rasseln, Pfeifen und Tamtams untergebracht. Gegenüber hockten im Halbkreis die Zuschauer, meist ältere Männer und Frauen. Lachend und gröhlend wiegten sie die Oberkörper hin und her und klatschten im Rhythmus der Musik in die Hände. Die Tänzer standen in zwei langen Reihen einander gegenüber, die eine nur aus Männern, die andere nur aus Frauen bestehend. Sie bewegten sich zuerst nicht von der Stelle. Die Füße fest am Boden, wandten sich nur die Leiber in drehenden und zuckenden Bewegungen. Erst bei der nächsten Strophe rückten die Reihen vor, wichen wieder zurück und bewegten sich von neuem aufeinander zu.

Die Stimmung schien durch den reichlichen Genuß von Rum ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Schon längst hatten die Männer ihre Jacken und die jungen Mädchen ihre Brusttücher abgeworfen. Die Flammen der Fackeln spiegelten sich auf der glatten schwarzen Haut der nackten Oberkörper, die sich in immer wilderen Verrenkungen bogen. Aber trotz aller Wildheit und Ekstase hatte dieser Tanz nichts Abstoßendes. Es war ein Rausch von urgesunder und großartiger Lebensfreude.

Vergebens hatte Oliver unter den Zuschauern nach Diane gesucht, und auch keine Frau war zu entdecken, die er für Mama Zouzou hätte halten können. Wahrscheinlich hatten es die beiden vorgezogen, sich zurückzuziehen, bevor das Fest ausartete.

Der Lärm des Orchesters wurde immer größer. Der Chor der Stimmen schwoll immer stärker an. Bei jedem Vorrücken waren die Reihen einander näher gekommen. Nun waren sie nur noch eine Handbreit voneinander entfernt. Die Biegungen, Verrenkungen und Zuckungen der Glieder und Leiber waren immer toller und grotesker geworden; die Füße stampften wie Trommelwirbel den Boden; die Blicke der Partner bohrten sich ineinander. Doch kein Körper streifte den anderen — auch nicht für eine Sekunde. Noch ein infernalisches Fortissimo erklang aus allen Instrumenten und Kehlen, dann sank das Trommeln, Klappern und Singen plötzlich zu einem dumpfen Piano herab. Die Reihen lösten sich, rückwärts tanzend, wieder voneinander.

Da sah Oliver plötzlich mitten in der Reihe der jungen Tänzerinnen eine sonderbare Erscheinung: ein Mädchen, schwarz und halbnackt wie die anderen, aber mit einer bis zu den Hüften wallenden dichten Flut schwarzer Haare. In dem verwirrenden Gewoge von Körpern und Köpfen, von Armen und Beinen war sie ihm bisher noch gar nicht aufgefallen. Er schaute genauer hin, und der Atem stockte ihm: Dieses Mädchen war Diane Touzard! — dieselbe Diane, die er noch vor kurzem in einem eleganten Klub, in einem schönen und dezenten Abendkleid und sorgfältig frisiert die korrektesten modernen Tanzschritte hatte ausführen sehen! — die in Port au Prince nicht allein auf die Straße gehen durfte, weil sich das für die Tochter einer guten Familie nicht schickte.

Aber nichts von Abscheu oder moralischer Entrüstung fühlte Oliver. Einen Augenblick wunderte er sich selbst darüber. Dann war es ihm klar: Dieses schöne, freie, wilde Naturkind war die echte Diane und noch hundertmal schöner und reiner und begehrenswerter als die zur Prüderie gezwungene haitianische höhere Tochter!

Die Reihen der Tanzenden hatten, immer weiter zurückweichend, den Ausgangspunkt, den Rand des Platzes wieder erreicht. Musik und Gesang brachen ab. Der Tanz war zu Ende — und anscheinend auch das Fest. Die Zuschauer erhoben sich und scharten sich um Diane, um ihr eine gute Nacht zu wünschen und ihr zu danken. Wahrscheinlich hatte sie die Kosten des Festes getragen. Ein kleines Mädchen reichte ihr das Brusttuch, sie fächelte sich damit Luft zu und warf es dann nachlässig über die Schulter. Die Gäste verzogen sich und traten den Heimweg an. Viele kamen dicht an Olivers Versteck vorbei. Er sah sich nach dem Jungen um, aber der war verschwunden.

Endlich verabschiedeten sich auch die Letzten, ein paar junge Burschen und Mädchen. Diane gab ihnen noch ein Stückchen das Geleit. Oliver hörte, kaum drei Schritte von sich entfernt, ihr Lachen. Nach ein paar Minuten kam sie, leise vor sich hinsingend, zurück. Oliver konnte sie nicht sehen, erkannte sie aber an ihrer Stimme. Da kroch er aus dem Gebüsch heraus. Sie hörte das Rascheln und blieb stehen.

„Wer ist da?“ rief sie auf Kreolisch.

Im nächsten Augenblick stand Oliver vor ihr: „Diane!“

Sie stieß einen Schrei der Überraschung aus.

Da schlang er die Arme um sie und riß sie an sich.

Sie machte nur einen einzigen schwachen Versuch, sich loszureißen. Dann siegten die Freude des Wiedersehens und die süße Mattigkeit, die nach der Ekstase und dem Rausch des Tanzfestes von ihren Gliedern und Sinnen Besitz genommen hatte. Sie wehrte sich nicht mehr, überließ ihren Mund seinen Küssen und warf dann in plötzlich hervorbrechender Leidenschaft die Arme um seinen Hals. (Fortsetzung folgt.)

Wenn die Heide blüht . . .

Von Alfred Semerau.

Wenn die Heide blüht, wenn Millionen Büschel der lieblichen Erika die weite Heidefläche bedecken, steht der Sommer in der höchsten Reife und ist der Herbst vor der Tür. Aber die Erika, die Heideblume, sorgt dafür, daß der Sommer, wie man wohl sagen kann, in Schönheit stirbt, daß er noch zu guter Letzt seine ganze Farbenpracht entfaltet. Die kleine Heideblume gehört nicht zu den Blumen, die man wegen ihrer Pracht in Gärten zieht, in Sträuße bindet, besingt oder sonstwie als Schönheit feiert. Aber schön ist sie doch, durch ihre Anspruchslosigkeit, durch die Fülle, in der sie auftritt, und durch die Zeit, in der sie diese Fülle entfaltet, denn wenn die Heide blüht, hat die Natur meist schon ihre schönsten Trümpfe ausgespielt.

Keine Blume tritt in solchen Massen auf wie die Heideblume. Nicht nur weite Strecken der Heide, auch Täler und Berghalden bedeckt sie mit ihren Millionen Blütenähren. In Deutschland ist es meist die sogenannte Sumpfheide, die in solchen Massen auftritt und bis zu einer Höhe von einem halben Meter aufschießt. Man unterscheidet etwa 420 Arten, von denen die meisten freilich an der Westküste des Kaplandes vorkommen, aber auch genug in Europa. Nicht eine eigentliche Erikaart, wenn sie auch erst dazu gezählt und so genannt wurde, ist das später richtiger und genauer als eine besondere Gattung erkannte gemeine Heidekraut, auch Immerschönkraut, Besenheide oder Besenkraut (Calluna vulgaris) genannt. Es wird oft für die eigentliche Erika (Erica Tetralix) gehalten oder doch, da es noch mehr verbreitet ist, mit ihr verwechselt.

Dies gemeine Heidekraut ist sehr nützlich, seine Blüten geben den Bienen reiche Nahrung, seine Zweige liefern Besen, man benutzt es als Brennholz und zum Gerben. Auch forstwissenschaftlich ist es von großer Bedeutung: es wächst auf dem magersten Boden, aber es bereitet ihn auf anspruchsvollere Pflanzen vor, und so benutzt man gern die mit Heidekraut bewachsenen Strecken zum Anbau anderer Anpflanzungen. Der von dem großen Botaniker Linné nach dem Griechischen gebildete Name Erika wurde auch ins Deutsche übernommen, und mit gutem Grund, denn der nach ihrem Standort gewählte Name Heidekraut, Sumpfheide oder kurzweg Heide paßt nicht mehr recht, da sich die schöne Pflanze längst über viel weitere Gebiete als nur die Heide erstreckt, wenn diese auch ihre eigentliche Heimat ist.

Freilich bezeichnete ursprünglich das Wort Heide alles unbestellte Land, aber wir pflegen heute auch größere Forsten so zu benennen. Der griechische Name aber hat mit Heide nichts zu tun. Ereike, wie der Name im Griechischen lautet, heißt: ich breche. Die griechische Sage schrieb der anspruchslosen Pflanze die Kraft zu, Felsen zu brechen. Diese sagenhafte Anschauung erwuchs aus der Beobachtung der Natur. Man sah das Kraut auf steinigem Boden, auf Felsen, auf denen nichts gedieh. Also mußte das Kraut durch die Felsen gebrochen sein. Auch in der deutschen Sage spielt die Erika eine Rolle. Nach dem Volksglauben hatte sie einst nur weiße Blüten, dann aber soll sie vom Blute der auf der Heide erschlagenen Helden, die dann in den großen Hünengräbern bestattet wurden, ihre roten Tupfen bekommen haben. Es ist streng verboten, die Hünengräber zu öffnen, etwa um nach Schätzen in ihnen zu graben. Wer es doch tut, hat nie Glück im Leben. Nach dem Volksglauben ist den Wölfen und Schlangen das Heidekraut zuwider. Wo es so gefährliche Tiere gab, band man daher einst Erikabüschel an die Bäume, um so jene abzuschrecken. Auch wurde die Erika für die Elster symbolisch, weil sie das Nahen dieser Vögel ankündigte, und noch heute schmückt man in manchen Gegenden Bäume, in denen Elstern ihr Nest gebaut, mit Erikabüscheln. Ob der Volksglaube an den griechischen Namen anknüpft oder an die Bedeutung vom Blut der gefallenen Helden, er weist auch dem Heidekraut die Kraft zu, Eisen und andere Metalle und Schätze aus der Tiefe der Erde zu heben, und so spielt die Erika in manchen Schatzgräbersagen eine Rolle.

Schon den alten Griechen war bekannt, daß die Erika für die Honigbereitung der Bienen eine besondere Bedeutung hatte; denn auch der Beiname des Zeus „Hymettikus“ deutete auf die Erika, weil die Höhen des Hymettus mit duftender Erika besät waren, aus der die Bienen den Honig für den Göttervater schöpften. Aber nicht nur den Bienen gibt die Blume Nahrung. In manchen Gegenden muß sich das Vieh mit ihrem Kraut begnügen, die Heide wird zur Weide, wo keine reicheren Triften vorhanden sind, und in vielen Gegenden nähren sich auch die Vögel von den kleinen würzigen Krönchen.

Besonders in Jägerkreisen herrscht der Wetteraberglaube, daß man nach dem Blühen der Erika die Dauer und Strenge des Winters abschätzen könne. Man geht von der Zweckmäßigkeit allen Naturlebens aus und nimmt an, daß vor einem besonders strengen und langen Winter die Natur recht viel Heidekraut wachsen und blühen lasse. Dieser Aberglaube ist begründet. Lange Erfahrung lehrt, daß besonders heißen und daher insektenreichen Sommern lange und strenge Winter folgen. Die Insekten sind aber für die Fortpflanzung der Erika sehr wichtig. Je insektenreicher ein Sommer ist, desto üppiger pflanzt sich das Heidekraut fort. Ein kaltes regnerisches Frühjahr, das die Insektenvermehrung verhindert, wird daher für den Wuchs des Heidekrautes nicht günstig sein.

Die Erika gehört nicht zu den von den Dichtern bevorzugten Pflanzen, auch die Gartenkultur nahm sich ihrer nicht besonders an, wenngleich hier die Mode mitsprach und sich manchmal auch die bescheidene Heideblume großer Beliebtheit erfreute. Aber in „Gottes Garten“ füllt sie doch einen wichtigen Platz aus. Wenn man die deutsche Heide wegen ihres zwar reichlichen, aber an Vielseitigkeit eben nicht reichen Pflanzenwuchses oft der Armut zeiht, so hat die Erika als ihr vornehmster und hauptsächlichster Schmuck das Verdienst, sich der Armut liebevoll anzunehmen, und für den Dichter ist sie das Sinnbild der Bescheidenheit, sie lebt und gedeiht dort, wo kein anderes Blümchen wachsen will.

Wird dereinst auf armer Scholle
Nur ein karges Plätzchen dein:
Laß, o Herz, das Kraut der Heide
Beispiel dir und Lehre sein.

Das Mädchen mit dem Silberreif.

Skizze von R. Herminghausen.

Als ich zum ersten Male nach Kopenhagen kam, imponierte mir auf den ersten Blick der Hauptbahnhof. Wenn man die große, breite Treppe hinaufgeht und die Riesenhalle zur Tivoliseite hin verläßt, fällt mächtiger Sonnenschein auf den großen, freien Platz. Taxameter halten reihenweise, Kleinautos oder „Lillebiler", wie man sie nennt, flitzen vorüber, Gepäckträger bieten ihre Dienste an, und aus der Nähe hört man alle Viertelstunde den melodiösen Stundenschlag der Rathausuhr.

Es war mir noch zu früh, einen Besuch zu machen, und so betrat ich den Wartesaal zweiter Klasse, um eine Tasse starken Javakaffee zu bestellen, der die Muskeln aufstrammt und die Nerven mobil macht. Ich hatte kaum drei Schritte getan, als ich stehen blieb.

„Onkel Jörgen!" sagte ein junges Mädchen und strahlte mich herzlich aus graublauen Augen an. „Das ist aber nett, daß du mich abholst!"

Es ist mein alter Grundsatz, daß sich ein Mann schönen Damen gegenüber niemals unsicher zeigen soll. So fand ich mich blitzschnell in die eigenartige Lage, reichte dem Mädchen lächelnd, wenn auch etwas zögernd, die Hand und sagte: „So?"

„Ach, du bist doch immer noch derselbe gute, kuriose Onkel Jörgen!" jauchzte das Mädchen und fiel mir stürmisch um den Hals. Links und rechts brannte ein Kuß auf meiner Wange. Vorsichtig suchte ich mich zu entwinden. „Sag mal, Kind", bemerkte ich, „bin ich eigentlich zu spät gekommen?"

„Aber Onkel, du weißt doch, daß ich schon eine volle Stunde auf dich warte."

Richtig, richtig, das hatte ich wohl ganz vergessen. Mir wurde allmählich heiß, ohne daß ich den Java getrunken hatte. Du lieber Himmel, wie zog man sich aus dieser Affäre heraus? Übrigens sah die Kleine reizend aus. Helles, blondes Haar lugte seitwärts unter dem schiefen Hütchen hervor, die Nase war von geradezu klassischer Schönheit, die Augen strahlten in wundervollem Graublau, und ein duftiges Seidenkleid umhüllte ihre schlanke, gutgebaute Gestalt. Mein Blick glitt verstohlen über die tadellos geformten Beine, auf ihre Füßchen. Donnerwetter, das war höchstens Schuhgröße 35!

Als habe sie meinen Blick gespürt, drehte sie sich plötzlich um und sah mir unschuldig in die Augen. Nervös faßte ich an den Kragen und zerrte daran herum.

„Was machen wir jetzt?" faßte ich mich.

„Ja, Onkel, du wolltest mir doch Kopenhagen zeigen!" brach das rassige Mädel verwundert aus. „Weißt du denn nicht mehr, was du mir geschrieben hast?"

Nun frage ich Sie: Woher sollte ich das wissen? Das war wirklich ein bißchen viel verlangt. Meine Antwort jedoch lautete: „Aber gewiß, mein Kind, glaubst du vielleicht, ich leide an Gedächtnisschwäche? Übrigens habe ich lange nichts mehr von Tante Ilse gehört."

„Was für 'ne Tante Ilse?" Der Blondkopf richtete seine Augen weit aufgerissen auf mich.

„Entschuldige, natürlich meine ich Tante Toni!"

„Tante Toni??? Die ist doch vor vier Jahren gestorben!" Empört blitzte mich das Mädel an.

„Ich weiß, mein Kind", sagte ich, „aber die Hitze heute ist schrecklich und fällt mir auf die Nerven. Wollen wir in eine Konditorei gehen?"

Das Mädel nickte versöhnt und beseligt. Wir überquerten, verwandtschaftlich eingehakt, den Rathausmarkt, warfen einen Blick auf die neuesten Funkdepeschen in den Schaufenstern der Zeitungen, bogen in den Vimmelskaft ein und ließen uns in einer entzückenden Konditorei nieder, die ich öfter aufsuchte, wenn ich mich mit Geschäftsfreunden traf.

„Was möchtest du trinken, Kindchen?"

„Och, Onkelchen, was ich immer trinke, wenn du mit mir ausgehst!"

„Schokolade?"

„Aber nein! Eiskaffee doch!"

Auch gut. Also bestellte ich Eiskaffee, mir selber einen doppelten Mokka mit ebenfalls doppeltem Kognak. Beides hatte ich dringend nötig. Draußen ratterten die aufgestockten Autobusse vorbei, und ein Boy rief die Abendzeitung aus. Ich überlegte fieberhaft, wie ich aus der Geschichte herauskommen konnte, ohne das arme kleine Mädel zu verletzen. Fünf Zigaretten verpulverte ich bei diesem Nachdenken, kam aber zu keinem Ergebnis. Zehn Minuten später gingen wir. Kurz vor dem Funkhause blieb das Mädel stehen und schaute in das Schaufenster eines Juweliers. „Oh, Onkel Jörgen, hier ist ja der fabelhafte Silberreif mit dem Rubin, den du mir versprochen hast, als du das letzte Mal bei uns warst! Weißt du noch?" Ich wußte zwar nicht, nickte aber dennoch. Kurz und gut: ein strahlender, bittender Blick der süßen kleinen, blonden Dame, ein scharfes Knarren der Tür, ein Griff zur Brieftasche — und der edelsteinbesetzte Reif war ihrer. Strahlend schob sie ihren Arm in den meinen, preßte ihren weichen Körper an mich, fuhr mir zärtlich über die Hände und sagte tausendmal „Tak, Tak, mange Tak", was auf Deutsch soviel heißt wie „Recht vielen heißen Dank!"

Plötzlich aber riß sie sich los, deutete mit dem Arm über die Straße, schrie aufgeregt: „Da läuft ja Tante Anna!" (hoffentlich nicht die aus dem gleichnamigen Schlager) — und schon war sie wie vom Erdboden verschwunden. Tante Anna übrigens auch. Mißmutig schlenderte ich weiter. Ich wußte nicht, wo meine liebe Nichte wohnte, kannte ihre weiteren Ziele nicht, wußte nicht einmal ihren Vornamen — was war da zu machen? Eine höchst traurige Angelegenheit!

Sie wurde aber noch viel trauriger drei Tage später, und das war auch der Grund, weshalb ich mich mit meinem Freund Axel Andersen verkrachte.

Wir saßen fidel am Stammtisch, als Axel die Abendausgabe aus der Tasche holte und sagte: „So, Kinder, paßt mal auf, jetzt will ich euch mal etwas Amüsantes vorlesen: „Ein guter Fang. Heute verhaftete die Polizei die siebenundzwanzigjährige Frau eines ausländischen Juwelenhändlers, die sich als schutzsuchender sechzehnjähriger Backfisch auf den Bahnhöfen an ältere Herren heranmachte, dann die bestellte Nichte spielte und sich von den Männern durch die Stadt führen ließ, worauf schließlich der Laden ihres Ehemannes aufgesucht und meist irgendein wertvolles Stück gekauft wurde, das der Herr „Onkel" dem Mädchen angeblich früher einmal versprochen hatte. Hinterher wurden die „Onkels" auf der Straße versetzt. Bisher haben sich achtzehn Geschädigte gemeldet."

Einen Augenblick herrschte Stille, dann brauste ein stürmisches Gelächter durch den Raum.

„Na, was muß so ein Mann doch für ein Ochse sein!" brüllte Axel begeistert und klatschte sich mit der Hand auf die Knie.

Ich will nichts weiter dazu sagen. Er hat recht, unbedingt sogar. Weshalb soll es denn keine Ochsen geben? Aber seitdem gehe ich grußlos an ihm auf der Straße vorbei. Und um Silberreife mache ich grundsätzlich einen weiten, weiten Bogen . . .



Lustige Ecke



Berechtigte Frage.



„Müller, wieviel Eier hat die Bauersfrau am Ende der Woche, wenn sie täglich fünf Eier gesammelt hat?"

„. . . Legen die Hühner am Sonntag auch?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.